Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 12

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Urnold Sünerwadel. Diese Beilen verfolgen den Zweck, das Interesse eines weite= ren Publikums für einen schweizerischen Bildhauer zu gewinnen, der seit Jahren sozusagen im Berborgenen arbeitend, wenigen bekannt ift, der aber von allen, die ihn tennen, geschätzt wird. Was uns veranlaßt, gerade jest von Arnold Süner= wadel aus Lenzburg zu reden, das ist die Tatsache, daß dieser Künstler fürzlich in Aarau einen lebensgroßen Narcif ausgestellt hatte, zweifellos das beste Werk, das dem Bildner bis jett gelungen ist, und mit absolutem Magstabe gemessen, eine treffliche plastische Arbeit. Es ist ein kompliziertes Bewegungsmotiv, das Hünerwadel in seinem Narcik gemeistert hat. Der Jüngling ruht, die linke Seite dem Wasser zuwendend, in dem er sich spiegelt, fest auf dem linken Bein; der rechte Fuß steht etwas höher, so daß das Anie darüber gebogen wird. Während jo die untern Extremitäten in Rube verharren, neigt sich der Kopf über die linke Schulter seitwärts und abwärts. linke Arm wird über die Brust geführt, während sich der rechte nach dem Rücken zieht. Es ist nun bemerkenswert, daß der Körper trot der starken Verschiebungen in der obern Partie von verschiedenen Seiten betrachtet stets eine feine Silhouette bietet. Besonders schön ist die Linie, die dem Standbein entlang nach Rücken führt; außerordentlich elegant präsentieren sich, namentlich von vorn gesehen, die Unterschenkel. — Es macht Bergnügen, wieder einmal ein Stud reiner Plastik zu sehen, ein Werk, das, auf alles Genrehafte verzichtend, bloß dadurch wirkt, daß es die Linien eines ebenmäßig gebildeten jugendlichen Körpers zu einem feinen Aktord zusammenstimmt. Wir hoffen, daß der Narcig und eine

Kinder=Bildnisgruppe in Lü= nettenform, die zurzeit das Atelier des Künstlers ziert, am nächsten Turnus zu sehen sein werden.

Wer Hünerwadels Entwicklung verfolgt hat, der begrüßt die beiden erwähnten Werke als Belege dafür, daß sich dieser Bildhauer nicht ganz der Kleinplastik zu verschreiben willens ift, welcher er lange Zeit hindurch seine beste Kraft gewidmet hat. Von den Werken der Robbia in Florenz angeregt, hat Hünerwadel vor etwa fünf Jahren angefangen in Terrakotta zu arbeiten. Er ließ sich in Lenz= burg einen Brennofen bauen und schuf, von manchem Miggeschick, das den Anfänger traf, nicht abgeschreckt, eine große Zahl von farbigen Rundfiguren und Reliefs. Wir nennen als Beispiele eine Phryne, eine Quelle, einen Schnitter in Rund=Relief, eine Bäuerin und ein blu= mensuchendes Mädchen. Die beiden an letter Stelle aufgeführten Figuren sind por furgem in der Zeitschrift "Runst und Deforation" reproduziert worden. Eben ist Hünerwadel damit beschäftigt, das blumensuchende Mädchen für ein Zürcher Familiengrab lebensgroß in Marmor zu bilden. Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß der Künstler sich der Grab= plastik zuwendet. Mehrere seiner Relief-Terrakotten waren von vornherein als Grabschmuck gedacht. Grabsteine aus bodenständigem schweizerischem Material aber mit farbiger Plastik geschmückt, kön= nen nach seiner Meinung eine viel ftim= mungsvollere Bier für unsere Gräber bilden, als die ewigen Kreuze und Säulen aus italienischem Marmor. Wer wissen will, ob der Künstler recht hat, der muß sich einige von ihm erstellte Grabmäler auf dem Lenzburger Friedhofe zeigen lassen. Und dann verfäume er auch nicht, einen Blick in das neue Schulhaus zu werfen, in welchem sich zwei Wandbrunnen befinden, die Hünerwadel mit farbigen Tonreliefs umrahmt hat. Es ist beachtens= wert, wie hübsch der Künstler an dieser Stelle allerlei Volkslied= und Märchen= motive verwendet hat. Und wie ange= nehm berührt es, als hintergrund immer wieder die Silhouette der Jurakette verwendet zu finden, die die Kinder vor sich sehen, sobald sie aus ihrem Schulhaus ins Freie hinaustreten! Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß das Streben nach Ber= einfachung den Künstler sowohl in diesen Lenzburger Reliefs wie in einer fürzlich erst erstellten Brunnennische im Nieder= Hallwiler Schulhause manchmal bis an die Grenze des Erlaubten geführt hat. Unsres Erachtens wird Hünerwadel gut daran tun, auch bei kleineren Arbeiten auf das lebende Modell nicht ganz zu verzichten.

Wir zweifeln nicht daran, daß Arnold Hünerwadel noch von sich werde reden machen. Jedenfalls darf man sich seinen Namen einprägen. Wir fügen noch bei, daß der Bildhauer bei Kißling in Zürich und an der Ecole des Beaux-Arts in Paris studiert, auch längere Zeit in Florenz und München selbständig gearbeitet hat. Eines seiner frühesten Werke, zwei doppelt lebensgroße, in Kupfer getriebene Figuren, schmüdt die dem Bahnhof Enge zugekehrte Seite des Gebäudes Zürcher Unfallversicherung. Hünerwadel steht zurzeit im einunddreißigsten Lebens= jahre. Dr. Hans Kaeslin, Aarau.

Jürcher Stadttheater. Oper. Zum Benefiz unseres verdienten, leider in seiner Gesundheit recht angegriffenen Kapellsmeisters Lothar Kempter wurde eine ältsliche Novität geboten, deren Aufführung nur durch den Mangel an guten neueren Werken entschuldigt werden kann, Heinrich Zöllners "Bersunkene Glocke". Die Oper, die nach einem jetzt beliebten Bersahren ein erfolgreiches Drama fast ohne Beränderung als Operntext benutzt, ist 1899 zum ersten Male in Berlin aufsgeführt worden. Sie fand dann in einigen

norddeutschen Städten den bekannten freundlichen Erfolg und verschwand nach einem Lustrum wieder gänzlich von der Wir können nicht sagen, daß Zürich etwas verloren hätte, wenn es die "Bersunkene Glocke" als Oper gar nicht kennen gelernt hätte. Eine gewisse Wirkung übte freilich auch hier der Saupt= mannische Text aus; an manchen Stellen vermochte auch die geschickte Mache des Komponisten über die Leere der Musik hinwegzutäuschen; aber im ganzen brachte es das Werk doch nur zu einem sehr matten Achtungserfolg, der kaum viele Wiederholungen zur Folge haben wird. Zöllner (geboren 1854 in Leipzig, ein Sohn des in Männerchorfreisen bekannten Karl Zöllner) ist der Typus des korrekten Wagnerschülers. Er arbeitet fleißig und geschickt und beherrscht das, was man das Durchschnittspathos der Wagnerepigonen nennen könnte, in hervorragender Weise. Aber es fehlt seiner Musik das Temperament und die Personlichkeit. Wie sehr alles nachempfunden ist, zeigen mehr als die zahlreichen, oft geradezu rührenden Reminiszenzen an alte und neue Meister, die Stellen, an denen Zöllner seine Mittel nicht im Berhältnis zur Handlung verwendet, und ein fremdes, nicht recht verstandenes Motiv an einer unpassenden Situation auftreten läßt. So singt Frau Magda bei ihm wie eine wagnerische tragische Seldin und noch schlimmer wird es, wenn er nedisch oder grazios werden will. In der Szene des Rautendelein im ersten Aft wirkt die Diskrepang zwischen Musik und Inhalt besonders unangenehm; unter Böllners ichweren Sänden wird, was leicht klingen sollte, pathetisch und geschwollen oder dann im bofen Sinne des Wortes sentimental und banal. Die Instrumentation ist nicht anders: geschickt, sicher, monoton. Ebenso verrät die Behandlung der Chöre zwar den er= fahrenen Männerchordirigenten; das ist aber auch alles. Daß Hauptmanns Dichtung selbst durch diese Kapellmeistermusik hinburch noch eine Wirkung ausübte, bewies, daß die Wahl des Textes an sich gewiß kein Mißgriff war; hoffentlich aber verzichtet

der Musiker, der fünftig etwa den Text noch einmal komponieren wollte, auf die Geschmadlosigkeit Zöllners, die alte Wittichen ihre Partie in dem scheußlichen Schlesisch des Originals singen zu lassen. Wir haben des Dialektes im Schauspiel wahrhaftig genug; es wäre recht bedauer= lich, wenn dieser Präzedenzfall dazu benütt würde, ihn auch in die ernsthafte und tragische Oper zu importieren. Wie wenig Boden solche deutsche akademische Musik übrigens bei uns findet, mag schon daraus hervorgehen, daß sogar zur Première der "Bersunkenen Glode" unser allerdings neudeutschen Einflüssen wenig zugängliches Bublikum sich nur in gang spärlichem Make eingestellt hatte.

Die den Lesern der "Berner Rund= ichau" bereits bekannte Tänzerin Rita Sacchetto trat hier wiederum an zwei Abenden auf. Die erste Vorstellung, eine Bariation der früheren, also wiederum fast ausschließlich Solotänze, vermochte beim Publikum noch weniger Eindruck zu machen als früher. Dagegen war sie an ihrem zweiten Abend, da sie die Fenella in Aubers "Stumme von Portici" gab, recht in ihrem Elemente. Die Ber= suche, die Duncan zu imitieren, zu benen sich die begabte Münchner Tänzerin forciert hatte, fielen hier weg, und das, was fie stets ausgezeichnet hatte, das leidenschaft= liche Temperament, die Rasse, kam prächtig zur Geltung. Ihr Mienenspiel und ihre Gestikulation erwiesen sich zwar auch jest nicht als sonderlich mannigfaltig und an manchen Stellen hätte ihre Zeichensprache deutlicher sein können; aber wo es sich um den Ausdruck elementarer, einfacher Gefühle handelte, war ihre Leistung meister= haft, vor allem bei dem inneren Kampf im vierten Akte, wo sie sich zu entscheiden hat, ob sie den frühern Geliebten und die Nebenbuhlerin retten oder verraten soll. Das Publikum nahm übrigens die alte "Stumme" mit großem Beifall auf; es war sichtlich erfreut, nach so vielen Musikdramen wieder einmal eine richtige Oper zu hören.

— Schauspiel. Bon Schauspiels Eindrücken in den ersten Wochen des

neuen Jahres ist nicht gar viel zu berichten. Im Kalendarium meiner Theater= erinnerungen finde ich eingetragen Suder = manns "Glüd'im Winkel", Hebbels "Maria Magdalene" und einen Schwank "Fifi". Bom Schauspiel Sudermanns braucht die Rede hier nicht zu sein. Man kennt das Stud; es rangiert in der bessern Sälfte oder dem bessern Biertel der Theaterproduktion Sudermanns, es ist einfacher, phrasenloser em= pfunden und abgewandelt, als dies sonst dieses Dramatikers Brauch ist, und man hört da und dort echte Naturlaute, und die milbe pardon-Stimmung am Schluß hat etwas menschlich Wohltuendes. Der und jener wird bei der Aufführung an die "Stimme der Unmundigen" gurude gedacht haben, von welchem Drama lettes Jahr hier die Rede mar: auch bei Sven Lange ist es ja ein solches aus seinem scheinbaren Frieden aufgestörtes Glud im Winkel. Aber der Nordländer hat die feinern, stillern Sände.

Dann Sebbels "bürgerliches Trauerspiel". Man will ben großen Dithmarsen in dieser Saison gebührend zu Ehren ziehen. Mit der "Judith" war der Anfang gemacht worden, mit der Tragödie des Weibes. das sich über seine Kräfte ins Heldische zu steigern sucht und doch die Stimme des Blutes nicht hat ertöten können und des= halb innerlich zerbrochen wird. "Maria Magdalene" sette man die Heb= bel-Abende fort. Wie zerfahren und zufällig nimmt sich neben dieser strengen dramatischen Konstruktion das meiste Moderne aus! Wie untrennbar verflechten sich hier individuell bedingtes Tun und schicksalmäßiges Erleiden. Furchtbar, im= mer wieder, zu erleben, wie über dem Haupt der armen Klara sich Masche um Masche zusammenzieht und nur der Tod noch als Ausweg sich darbietet, der frei= willige Tod, wie man das mit grausamer Ironie zu nennen pflegt, während es sich doch meist um den schrecklichsten Zwang handelt. Und neben Klara der Meister Anton, dem sein ganzes Lebensideal zwischen den Sänden zerbröckelt und zer=

rinnt, dem auf einmal alles irrational du sein scheint, weil sein starrköpfiger, selbstischer Begriff von Bernünftigkeit auf der ganzen Strecke zu Schanden geworden ist. Er ist im Grunde die tragischste Figur des Stückes.

Unsere Aufführung, die sich zum Glück auf der kleinen Pfauentheaterbühne abspielte, was der Intimität der Wirkung sehr zustatten kam, hielt sich auf anständigem Niveau. Frl. Herterich fand als Klara eine Rolle, die ihrem spezifischen Talent sehr schön lag, der sie daher ein überzeugendes Leben zu geben verstand.

Soll ich noch ein Wort von dem Schwank "Fisi" sagen? Schweigen ist besser. Meilhac und Halengs Komödie La boule, die in den 1870er Jahren im Palais Ronal-Theater gespielt wurde, ist durch deutsche Bearbeiterhände gegangen, die aus einer Cheärgernis stiftenden Bettsslasse — man vergesse nicht das übliche französische zweischläfrige Bett! — einen Hund "Fisi" gemacht haben, der von der Frau zärtlich verwöhnt, vom Herrn das gegen maltraitiert wird und so der Würgengel ihrer Che zu werden droht. Das Publikum im Pfauentheater ging nicht mit. Es hatte vollkommen recht. H. T.

Berner Theater. Stadttheater. Schau= [piel. - "Die Rabensteinerin", Schau= spiel in vier Aften von E. v. Wildenbruch .-Die Welserischen reiten der Braut ihres jungen herrn entgegen, das hochzeitsge= schenk in der Satteltasche. Der Rabensteiner überfällt den "Krämerzug"; es ergeht ihm aber schlecht dabei. Er verwundet den jungen Welser, wird aber selbst von ihm zu Tode getroffen. Der alte Günder stirbt, der junge Welser wird bewußtlos auf den Rabenstein getragen und zur ersten Pflege der Tochter seines Feindes übergeben. Bersabes Berg flammt Liebe und der Junker, kaum zum Bewußtsein erwacht, erwidert diese Gefühle; er hält das Mädchen für seine Braut, der er entgegen reiten wollte. Einige Zeit darauf, im zweiten Aft, als er, wieder genesen, die rechte Braut kennen lernt, da wird er des Irrtums gewahr: einer andern gehörte die sanft pflegende Sand an. Dem alten Rabensteiner ist es dazumal doch gelungen, den Hochzeitsschmuck zu ergattern. Er hat ihn seiner Tochter vererbt und nun erscheint mitten in die Krisis einer bevorstehenden Entlobung, das "liebe Gesicht" und bringt gestohlenes Gut gurud. Der junge Welser hatte gehofft, durch eine Reise ins "Indianische Land" dem Dilemma zu entgehen. Nun aber erhält er von seinem Vater den Befehl, den Rabenstein zu brechen, und - mit ihm reitet seine Braut als schadenfrohe Schlachtenbumm= lerin, ihres Triumphes gewiß. Die Raben= steiner sehn die Schmach; ein feinfühliger alter Kriegsmann ergreift seine Waffe (diesmal die Armbrust; im ersten Aft knattert's schon lustig) und schleicht aus der Burg, seine Serrin zu rächen. Doch er wird verwundet, lästert auf Gott und die Gesellschaft und erklärt in seinem letten Stündlein, was er zu tun vorhatte. Da gehn dem Waldgewächs die Augen auf: und sie sendet der Nebenbuhlerin selbst den tödlichen Pfeil durchs Fenster. Aber die Burg wird genommen, Bersabe verurteilt. Welser besucht sie im Gefäng= nis, er erzählt ihr von seinen Reiseplänen, die er nun, nach all den Ereignissen doch durchsetzen will. Nimm mich mit! bittet Bersabe. — aber halt, ich werde ja geförft! Welser erwidert nichts, fein Wort des Beileids. Denn er hat einen Plan und verspart ihn auf den dramatisch wirkungs= vollen Moment.

Zu Augsburg pflegt man einen alten Brauch: das Losbitten des armen Sünders aus Hentershand. Das weitere ereignet sich in der letzten Szene coram publico. Waldmädels Nerven erweisen sich als start genug und alles kann ein glückliches Ende nehmen, vorläusig, in Anbetracht der Mésalliance im "Indianischen Land".

Wildenbruch zeigt auch in seinem neusten Drama, wie leicht es ihm fällt psychologische und dramatische Schwierigsteiten für ein Nichts zu achten. Diese Unbefangenheit greift zum theatralischen Ausputz: Sie mengt der Schnapphahnsromantik eine Note aus der Gegenwart

bei, sie streift die soziale Frage des XIX. Jahrhunderts, sie flicht ins Sauptthema — die Liebe der Tochter zum Mörder ihres Vaters — Probleme der modernen Rolonialpolitik. Und wie diese post eventum konstruierten Flottenpolitiker im Rauhwerk altaugsburgischer Kaufleute einherstolzieren, so kleiden sich die billigen Aunstmittel in eine nicht weniger rekon= struierte, altertümlich posierende Sprache (3. B. sagt man nicht: ich, sondern: meines Baters Sohn!); eine Sprache, die arm an fräftigen Bildern und reich an Gemein= plägen ift und mit kulturhistorischer Belesenheit geflügelte Worte zitiert (Benediger Macht, Augsburger Pracht usw.). Ein "Theaterstüd". Der überlaute Ion, der die Aufführung beherrschte, stand damit im Einklang. Er half dem Stud zu einem starken Erfolg.

Bon den geplanten Ibsen-Aufführungen bekamen wir als erste in einer sehr anserkennenswerten Darstellung die "Wildente" zu sehen. Und in jüngster Zeit werden uns gar zwei Uraufführungen geboten: "Das Schloß am Meer" von G. Fischer (Narau) und "Madonna Felicità", ein Renaissance-Att des in Bern lebenden Schriftstellers Dr. A. J. Kieser. Bon Fischers Drama, das bereits in Szene ging und warmen Beisall fand, soll noch eingehender die Rede sein.

- - Oper. Götterdämmerung von R. Wagner. Mit bebenden Gefühlen hat man der Verwirklichung der fühnen Pläne entgegengeschaut, die unsere Theaterleitung zu Beginn dieser Spielzeit ver= öffentlichte. "Der Ring des Nibelungen" wurde uns verheißen. Man gedachte unseres kleinen Orchesters, man gedachte der vielfachen Unzulänglichkeiten der Opernmitglieder und schüttelte zweifelnd den Kopf. Und nach der wenig glücklichen Aufführung des Rheingoldes wurde auch das gläubigste Soffen tief herabgestimmt. Aber mit dem Augenblicke, da die Frage des Gelingens im Wesentlichen nur noch von den beiden eminentesten Künstlern unseres Opernensembles Carl Balta und Gabriele Englerth abhing, konnte man

auf würdige Aufführungen sicher rechnen Im schwierigsten Teile, in der Götter= dämmerung, wurde der Söhepunkt erreicht. der geradezu überwältigend wirkte. Alle Rräfte hatten zusammengewirkt, eine freudige Mitarbeit hatte geherrscht, so daß sogar die unbeschäftigten Solisten als Chorsanger sich die Mitwirkung nicht versagten. Die Regie (herr Frank) hatte für eine stilgerechte Inszenierung Sorge getragen und mit Ausnahme des letten Aktes, der unter technischen Unklarheiten und Unzulänglichkeiten litt, alle Schwierig= feiten überwunden. Dem Orchester (Kapell= meister Collin) gebührt höchstes Lob, es war erstaunlich, wie viel Klangschönheit und Rraft trot der ichwachen Besetzung aus dem Orchesterraum heraufdrang. Das Gewaltigste waren aber doch Serr Balta und Fräulein Englerth, die in höchster Künstlerschaft einander ebenbürtig waren. E. H—n.

Intimes Theater. Selten noch habe ich einen so harmlos-vergnügten Theaterabend verlebt, wie neulich im Intimen Theater, wo des Dänen Gustav Esmann dreiaktige Komödie "Bater und Sohn" in sehr hübscher Darstellung über die Bretter ging. Es fehlt mir an Raum, um auf den fröhlichen Inhalt des feinen Lustspiels näher einzutreten. Es ist da ein Bater, der für die Jugendeseleien seines Jungen wunder= volles Verständnis besitt! Der Sohn will später etwas weniger Verständnis für die "Schwäche" seines verwitweten Baters zeigen; doch hilft ihm da sein frisches, vernünftiges Weibchen im Verständnis etwas nach, und der Alte gelangt so schließlich auch noch zu einem schönen ehelichen Glück.

Esmanns Stück ist wirklich eine gute Komödie; der erste Akt allein entshält mehr an echtem Humor, als all der Quark, der uns im Stadttheater seit Jahren in Form von sogenannten "Lustspielen" vorgesetzt wird, von denen wir höchstens zwei dis drei als wirkliche Lustspiele anerkennen.

Einen nicht ganz unbestrittenen, mehr äußerlichen Erfolg errang sich ber junge

ruffisch-judische Dichter Schalom Afch mit seinem dreiaktigen Drama "Der Gott der Rache". Ein polnischer Jude, Jankel Schepschowitsch, hat sich als Inhaber eines Bordells großen Wohlstand erworben. Er weiß, daß ihn Gott dafür strafen wird, und er selbst will sich auch ohne Murren der härtesten Strafe unterziehen. Nur den einen Wunsch hat er, seine ängstlich behütete Tochter möge rein bleiben und in der Che mit einem anständigen Mann ihr Glud finden. Doch Gott ist ein Gott der Rache; er straft den Vater für seine Sünden gerade dadurch, daß er ihm diesen einzigen Wunsch versagt: das Mädchen verfällt der Verführung und wird so selbst ein Opfer des Gewerbes, das ihren Bater reich gemacht hat.

Die Idee, ein Bordell zum Schauplat einer dramatischen Sandlung zu machen, ist weder neu noch sehr geschmadvoll. Das Stück ist im Inhalt wie in der Durchführung recht grob, zuweilen sogar brutal. Doch weht ein Sturm echter, starker Empfindung durch die ganze Sand= lung; ein paar Szenen deuten auf Kön= nen, einzelne Charaktere (ganz besonders das Elternpaar) sind klar und scharf ge= zeichnet. Alles in allem: das Werk eines Anfängers, dessen ästhetisches Gewissen noch schläft, der aber unzweifelhaft drama= tische Befähigung besitzt. Die Aufführungen waren alle glänzend besucht; es scheint, daß es auch in Bern möglich ist, für Novi= täten ein Publikum sich zu erwerben. Freilich muß man säen, eh' man ernten will . . . F. R.

Baster Musitleben. Mit dem Vortrag einer sehr liebenswürdigen Komposition begann der vierte Kammermusit-Abend. Der italienische Tondichter Leone Sinisgaglia zeigt sich darin als feingebildeter Musiter, der nicht nur, ohne nach Origisnalität zu haschen, genug Eigenes zu sagen weiß, um immer interessant zu sein, sondern auch warme Herzenstöne anschlägt. Von den vier Sätzen seines Streichquartetts in D-dur (op. 27) zeigt der erste (Allegro commodo) vielseicht am wenigsten eigene Individualität; aber sowohl in ihm als in

dem flotten Scherzo (Allegro vivo) und dem icon empfundenen langfamen Sat (Adagio non troppo) verbindet der durch deutsche Schule gegangene Komponist deren sichere Formtechnik mit dem süd= ländischen Temperament, das, ohne allzu aufdringlich zu werden, diefen Gagen, fo= wie namentlich dem energischen Finale (Allegro con spirito) einen eigenartigen Reiz verleiht. Durch die herren Rötscher, Wittwer, Schaeffer und Treichler mit Temperament vorgetragen, machte die Novität einen vortrefflichen Eindruck und riß die Buhörerschaft zu warmem Beifall hin. Mit nicht geringerer Liebe und Sorgfalt hatten sich die Herren des Es-dur-Quartettes (op. 74) von Beethoven angenommen, dessen herrliche Sarmonien den Musikabend würdig beschlossen. 3wi= ichenhinein spielte Berr Rötscher mit Herrn Joseph Schlageter eine Sonate für Violine und Klavier in G-dur (op. 15) von Georg Haeser. über diese Programmnummer, die sehr freundlich aufgenommen wurde, steht dem Referenten naturgemäß kein Urteil zu, er benütt indessen gerne die Gelegenheit, den beiden genannten Künstlern für die liebevolle Mühe, mit der fie, bereitwillig den Intentionen des Komponisten folgend, sein Werk studiert und zum äußerst wohlge= lungenen Vortrag gebracht, auch an dieser Stelle seinen aufrichtigen Dank auszu= sprechen.

Berner Mufitleben. Extratonzert der Musikgesellschaft. Die Musik= gesellschaft sollte den stolzen Titel "Extra= konzert" ihrer letten Aufführung nicht nur mit der Tatsache begründen, daß man sich auf dieses Konzert nicht abon= Sie follte in ihm auch nieren kann. "Besonderes" bieten. Aber das Gegenteil davon war der Fall. Statt der früher angefündigten Eroica spielte man eine formal gang hübsche, aber doch herzlich wenig bedeutende Symphonie von Ph. Em. Bach. Auch andere Orchesterwerke des Programms enttäuschten mich: Das Divertissement hongrois von Schubert (instrumentiert von Erdmannsdörffer) und die beiden ungarischen Tänze von Brahms sind durchaus keine Perlen unserer Orschesterliteratur.

Wirklichen Genuß verschaffte nur das schön durchgeführte Adagio = Allegretto aus Prometheus von Beethoven. Auch die solistischen Kräfte, das Neue Berliner Oratorienquartett, bot nichts., Besonderes". Es erzellierte in Brahms' Zigeunerliedern durch sehr guten Vortrag, entsprach aber in allen anderen Nummern nicht den Erwartungen, die man an ein fünstlerisch durchgebildetes und stimmlich abgerundetes Solistenquartett zu stellen hat. Ich habe 3. B. Munzingers reizendes "La regine avrillouse" an der gleichen Stelle von Dilettanten eher schöner und wirkungs= voller vortragen hören. Ausgezeichnet war Berrn Bruns Begleitung zu den Zigeunerliedern.

- Die III. Soirée für Kammer= musif hatte ein weit interessanteres Brogramm aufgestellt: Streichquartett von Dittersdorf, Sonate für Flöte und Klavier von Friedrich dem Großen, Solostücke für Klavier von Weber und Mendelssohn, ein Teil eines Streichquartettes von Karl Hek, ferner ein Trio symfonico für Klavier, Bioline und Cello von E. Boffi. Sehr ansprechend ist besonders das Streich= quartett von Dittersdorf, das, formal durchaus selbständig, viel Stimmungsgehalt (besonders im letten Sat) besitzt. Das Werk unseres Münsterorganisten Herrn Heß war wohl für das Verständnis mancher Zuhörer etwas schwer. Technisch klar und präzis spielte Herr v. Reding, der den Klavierpart übernommen hatte. E. H—n.

— Konzert Sarasate Mary Goldschmidt. Die Namen der Konzert geber übten Zauberfrast aus — das Theater war bis auf wenige Pläke vollständig besetzt, was bei den Abonnementstönzerten nie der Fall ist. Die sestlich gestimmte Menge brachte den Künstlern begeisterte Huldigungen dar, erbat und erhielt Zugaben. Sarasate spielte auch diesmal wieder nach der technischen Seite hin glänzend; den geistigen Gehalt der Musikwerke ganz auszuschöpfen, vermochte

er nicht überall. Sein Programm wog qualitativ schwerer als seine früheren. Prachtvoll waren wieder die Darbietungen der Frau Marx-Goldschmidt, der seinstes künstlerisches Empfinden und höchstes technisches Können zu eigen sind. L. E.

Bürcher Musikleben. Seit etwa vierzehn Tagen pulsiert das musikalische Leben wieder in der für diese Jahreszeit ge= wohnten fräftigen Weise. Am 13. dies stellte sich ein hier noch unbekannter Pianist von bedeutendem Können ein, der Grieche Telémaque Lambrino, der die Kühnheit, ohne berühmten Namen oder ausgedehntere persönliche Beziehungen nach Zürich zu kommen, wie gewöhnlich mit einem beschämend leeren Saal zu büßen hatte. Um so mehr ist es Pflicht der Kritik, ihm die Ehre zu geben, die ihm gebührt: vermochte er in den Anfangssätzen der Brahmsschen F-moll-Sonate op. 5 nicht gang zu befriedigen, so zeigte er sich namentlich in der H-moll-Sonate op. 58 und einigen kleineren Stüden als ein vorzüglicher Chopin= spieler. Auch Beethovens As-dur-Sonate op. 110 erfuhr eine recht be= deutende Wiedergabe. Der Künstler ver= fügt bei höchst entwickelter Technik über eine erstaunliche Kraftfülle; sein Piano bedarf allerdings noch der Bervollkomm= nung. — Die vierte Kammermusikaufführung brachte Werke älteren Datums: zwischen Schumanns A-moll- und Beet = hovens B-dur-Quartett op. 130, gespielt von den Berren Adrond, Effet, Cb= ner und Röntgen, die Kreuzersonate, zu deren Vortrag sich mit Herrn Ackrond Robert Freund vereinigte.

Die Solistin des vierten Abonnementsfonzertes, Frl. Carlotta Stuben = rauch, dursten wir in einem Extrasonzert am 16. dies im fleinen Tonhallesaal nochmals bewundern. In Caesar Francks A-dur-Sonate nicht minder, wie in Bachs berühmter Chaconne, bewies die junge Geigerin auss neue, daß sie nicht nur die Technik ihres Instrumentes auss vollkommenste beherrscht, sondern auch zu jenen bevorzugten Menschenkindern gehört, denen musikalisches Verständnis und echtes Gefühl im Blut liegen. Die übrigen kleineren Nummern des Programms, dienten zum Teil mehr dem Zweck, die Virtuosität der Künstlerin in hellstem Lichte zu zeigen.

Biel des Interessanten bot das siebente Abonnementskonzert vom 21. dies unter B. Andreaes Leitung, das ausschlieflich Werken russischer respektiv finnischer Kom= ponisten gewidmet war. Das erste und lette Wort hatte Tichaikowsky. Die vierte Symphonie op. 36 (F-moll) des rus= sischen Meisters kommt zwar unserem Gefühl nach an Innerlichkeit und Reich= haltigkeit der Gedanken der öfter gespielten "pathetischen" sechsten in H-moll nicht gleich. immerhin ist auch sie ein Werk von ein= dringlicher Kraft und Größe. Speziell der erste Sat ist reich an nationalen Zügen. Düsteren Partien voll wühlender, friedloser Unruhe stehen andere von bu= tolischer Einfachheit und sinniger Zartheit gegenüber, die noch unausgegorenen, so widerspruchsvollen Elemente der flavi= ichen Volksseele treffend veranschaulichend. Der originellste Sat ist wohl das von dauerndem Pizzicato der Streicher be= herrschte Scherzo (Allegro). Das zweite Werk Tschaikowskys, die Ouvertüre "1812" op. 49, 1880 zur Einweihung der Erlöser= firche in Moskau komponiert, zeichnet sich zunächst durch eine alle Mittel ausnutzende Rraftentfaltung aus; trotbem täte man ihr schweres Unrecht, wenn man sie ledig= lich ein Spektakelstück nennen wollte; es fehlt ihr nicht an schönen musikalischen Gedanken, und die den Kernpunkt bildende Berarbeitung der Marseillaise und der russischen Nationalhymne ist von unleug= bar großer Wirkung. — Die Kompositionen des Finnen Jean Sibelius "Biolin= fonzert in D-moll op. 47 und die Legende für Orchester "Der Schwan von Tuonela" vermochten uns offen gestanden nur teil= weise zu befriedigen. Der bedeutendste, wirklich musikalische Schönheiten auswei= sende Satz des Konzertes ist der zweite, Adagio di molto, der erste hat viel Ge= fünsteltes, der letzte gemahnte inhaltlich

nur zu fehr an die sieben durren Jahre. in denen jeder Saft vertrodnet ift. Der jest berühmte "Schwan von Tuonela" ist allerdings reich an Schönheiten klang= licher Natur, im übrigen indessen doch, entsprechend seiner auf die Dauer ent= ichieden einförmigen Beschäftigung, "maje= stätisch und singend" auf dem das Totenreich umrauschenden Fluß dahinzuschwimmen, ein etwas langweiliges Tier. In dem Solisten des Abends, herr Gustav Savemann aus Darmstadt, der für den erkrankten Prof. Leop. Auer eingesprungen war, lernten wir einen ausgezeichneten Rünstler kennen, der seine sichere Birtuosität außer durch den Vortrag des Sibeliusschen Konzertes durch den einer Serenade von Arensty, einer Berceuse von C. Cui und des Perpetuum mobile von J. Ilunido bewies.

Nicht mit Stillschweigen übergehen dürsen wir zum Schluß den Klavierabend von Madame Fanny Fridenhaus aus London, sie sich als eine zwar nicht sonderlich temperamentvolle, aber technisch mit liebevoller Affuratesse ausgebildete Künstlerin von gutem Geschmack auswies.

Auf das Konzert von Stephi Geger und Ernst Lochbrunner vom 23. dies werden wir das nächste Mal zurücksommen, da, wie wir hören, ein nochmaliges Aufstreten des Künstlerpaares in Aussicht gesnommen ist.

Nur erwähnt seien der Liederabend des "schwedischen Troubadours" Sven Scholander und der Sonatenabend unserer einheimischen Künstler Prof. Rud. Koller (Geige) und Angelo Kessissung und 23 von Beethoven), die ebenfalls am 23. stattsfanden.

Im Zürcher Künstlerhaus gelangt zurzeit eine kleine, gewählte Kollektion von Bildern jungvlämischer Künstler zur Ausstellung. Nur ein Dutzend Namen mit 57 Arbeiten sind da vertreten. Die Hälfte der Künstler gehört Gent an, und unter diesen Gentern sind zwei Damen, und zwar eine von entschiedenem Talent, Anna de Beert.

Was angenehm bei all diesen Malern auffällt, ift ihre Bodenständigkeit. Ihre Seimat ist die Welt ihrer Kunft; man mertt, daß sie ihnen lieb ift, und daß fie sich ihnen künstlerisch in vollem Umfang erichlossen hat. Die landschaftlichen Motive (die Landschaft überwiegt weit das Figurenbild) sind die denkbar einfachsten; von irgend einer besondern Steigerung der Natur ist nirgends die Rede. Ein Bestreben leitet sozusagen alle diese Maler: das Medium von Licht und Luft, das Atmosphärische möglichst auschaulich zu machen. Man sieht hier die Linie, die diese Neu-Blamen mit den französischen Impressionisten, etwa einem Monet, verbindet. Auch das Farbenteilungsverfahren. der Divisionismus, der dem Auge das farbige Zusammensehen überläßt, kommt da und dort als technisches Mittel mit entschiedenem Geschick zur Anwendung. Und dabei haben diese Jungbelgier mit den guten französischen Impressionisten noch etwas gemein: sie besitzen fast durch= gehend einen feinen Geschmad, der sich auch in der Komposition fundgibt. Sie wollen nicht sowohl verblüffen als dem Auge ein Bergnügen bereiten.

Auch da, wo eine ausgesprochen deto-

rative Absicht die Maler leitet, wie etwa bei den beiden großen Waldbildern von de Smet und van der Straten oder bei dem köstlichen Bild von Huns mit den rotbraun= und weißgesleckten Kühen auf der Wiese, der Zeile dünnstämmiger, durchsichtiger belaubter Bäume, den roten Häusern mit Kirche dahinter und dem seinen leichtbewölkten blauen Himmel — selbst da wird doch das Objekt nie zum bloßen Substrat einer Farben-Dekoration. Nur van den Berghes "dekorative Studie" betiteltes Bild macht hier eine Ausnahme.

Lichtprobleme sind auch bei den wenigen figurlichen Arbeiten von entscheidendem fünstlerischem Anreiz gewesen. Das Bild Jenny Montignys "Rückfehr von der Arbeit", Wasserlägerin, die Schmiede, das "Interieur", das intim empfundene Ge= mälde "Mutter und Kind" derselben Ma= lerin, und van den Berghes "Interieur" mit der entzüdend weichen, weißgekleideten Mädchenfigur bei einem weißgedecten Tisch in einem Zimmer, in dem das Abend= sonnenlicht die Dede feurig umspielt, zeigen das feine Geschick dieser Künstler für die Schilderung der Poesie des freien Sonnen= lichts wie der Beleuchtung im geschlossenen Raum.

Literaturund Runst des Auslandes

Mündner Première eines Schweizers. Am 20. Januar wurde im "Münchner Schauspielhaus" von der "Münchner Dramatischen Gesellschaft" das Erstlings= werk des jungen Schweizer Dichters Willy Lang "Lucrezia Borgia" vor einem das Saus bis zum letten Plate füllenden geladenen Bublikum gur Aufführung ge= bracht. Das schweizerische Element war darin recht zahlreich vertreten, und nament= lich die Serren Künstler hatten sich, oft begleitet von ihren Gattinnen, fast voll= zählig eingefunden. Der junge dramatische Autor behandelt, im großen und ganzen der Geschichte ziemlich getreu folgend, denjenigen Abschnitt im Leben Lucrezias,

da sie einige Zeit nach der Ermordung ihres zweiten Gemahls, Don Alfonso von Arragon, dem Herzog von Ferrara die Hand zum Bunde reicht. Das Sauptmotiv aber liegt in der verbrecherischen Liebe Cesare Borgias für seine Schwester Leider ist der junge Dichter an seiner Aufgabe gescheitert. Die Münchener Kritik hat seinem Werk ziemlich einstimmig alles und jedes Verdienst abgesprochen; dennoch möchte ich eher mit dem Lesekomitee ber "Dramatischen Gesellschaft" einig geben, das in dieser Erstlingsarbeit Spuren eines Talents erblickte, das allerdings noch großer Selbstfritit und Erfahrung bedarf, um zur Reife zu gelangen. Willy Lang